

Jackie Thomae

Brüder

Roman

Mit einem ZEIT-Nachwort

von Alexander Cammann

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

TEIL I

DER MITREISENDE

*Ja, die Jahre flossen ineinander. Doch das hieß nicht, dass
dieses Fließen nicht auch seine Schönheit hatte. Eine
irrlichternde, nichtkonservierbare Schönheit der Kategorie:
Muss man dabei gewesen sein.*

1985-1994

WIESO, FRAGTE MICK sich viele Jahre später, verschwammen die Neunziger in seiner Erinnerung zu einem konturlosen Nebel, obwohl es sein erstes Jahrzehnt als Erwachsener war? Wenn er sich hineinzoomte in diesen Nebel, der sich als Disconebel herausstellte, obwohl man schon lange nicht mehr Disco sagte, dann sah er, dass doch eigentlich viel Bemerkenswertes passiert war. Ich war dabei, dachte er, wenn er vor dem Beweismaterial hockte, seinen Kartons voller Fotos, Platten, Zeitschriften, CDs und VHS-Kassetten, die zusammen mit seinem Klavier den einzigen Besitz bildeten, mit dem er durch sein Erwachsenenleben zog. Der einzige offizielle Nachweis seiner Teilnahme an den Neunzigern bestand in seinem Rentenbescheid, dem er entnahm, dass er damals nicht sozialversicherungspflichtig gearbeitet hatte. Eine nichtamtliche Person also, ohne nachweisbare Abschlüsse oder Erfolge, auf der anderen Seite auch ohne Bankrotte, Vorstrafen oder Scheidungen. Mit heiler Haut davongekommen. Ohne äußere Verletzungen und Narben, sogar ohne Tattoos. Glücklicherweise hatte er es bei allen Versäumnissen auch versäumt, sich eine seiner unausgegorenen Ideen unter die Haut applizieren zu lassen.

Die Fotos aus dieser Zeit ähnelten seinen Erinnerungen. Unschärf und an unklaren Orten aufgenommen, nachts und überblitzt, rote Augen, geschlossene Augen, konzentrierte, auf den Selbstauslöser wartende Augen, schlechte Farben und Kontraste, keinerlei Atmosphäre, nur ein Durcheinander an Leuten, die scheinbar durch düstere Räume irrten, sich in Wahrheit aber auf legendären Partys befanden. Nein, anhand dieser Fotos würde niemand zum Nostalgiker werden. Und als Zeitgeistdokumente eigneten sie sich wenn überhaupt nur für Leute, die tatsächlich dabei gewesen waren. Nachtlebendesperados wie Mick. Doch es gab auch Fotobelege für seine Existenz am Tag. Mick mit Menschen, die ihm nah waren, Mick mit Tieren und Kindern, Mick beim Sport und auf Reisen. Fotos, auf denen er einen Jungen sah, der sich selbst für durchtrainiert und abgebrüht gehalten hatte und der ihm später so harmlos und pausbäckig vorkam wie eine Hummelfigur.

1990 war er zwanzig. Die darauffolgenden Jahre verbrachte er gebettet in ein Gefühl von Reife und Überblick, das sich mit Anfang dreißig als

komplette Fehleinschätzung herausstellen sollte. Seinen altersgemäßen Größenwahnsinn konnte er sich verzeihen, nicht aber seinen leichtsinnigen Umgang mit der eigenen Lebenszeit, obwohl auch dieser altersbedingt war, erwuchs er doch aus der kindlichen Illusion der eigenen Unsterblichkeit. Im Grunde ein schönes Gefühl, ein Geschenk namens Jugend. Das er verprasst hatte. Wie er alles verprasst hatte, was sich ihm zu dieser Zeit anbot, sogar Freundschaften, sogar Liebe. Irgendwann war nichts mehr da.

Vorher war er der gewesen, der spät sprechen gelernt hatte und der dann, als der sprichwörtliche Damm gebrochen war, redete wie der sprichwörtliche Wasserfall, so dass die Kindergärtnerin ihm ein Pflaster auf den Mund klebte, wofür man sie heute anzeigen würde, aber nicht damals, in den Siebzigern. Er war der, der als Erster Fahrrad fahren lernte, der im Wasser blieb, bis er blaue Lippen hatte, und er war ein Ass mit jeder Art von Wurfgeschoss. Er machte viel kaputt, aber er quälte keine Tiere. Er war der, der keinen Vater hatte. Der Wunsch nach einem Vater nahm eine gleichberechtigte Stellung neben vielen anderen Wünschen in seinem Wunschuniversum ein, so dass er zu etwas weit Entferntem, Abstraktem wurde, das seine Bahnen um ihn zog und nur manchmal aufschien. Er war der, dessen Gesicht auf den Klassenfotos nicht weiß, sondern einen Ton dunkler war, also hellgrau, denn die Fotos waren schwarzweiß. Folgerichtig fiel er auf, wenn er Unsinn machte: Wer war das? Ein paar Rowdys, der kleine Schwarze war auch dabei. Aha. Man war im Bilde. Michi Engelmann, nomen non semper est omen, war immer dabei. Und gern. Manchmal war er der Anführer, manchmal ließ er sich führen, was man damals anstiften nannte. Verbotsschilder zogen ihn magisch an.

Und dabei war er das liebste Kind, das man sich vorstellen konnte. Martha hatte das gesagt, die Lieblingstante seiner Mutter, die in seinem Leben die Rolle der Großmutter übernommen hatte. Martha vertrat damit eine Einzelmeinung. Er war sechzehn, als sie das sagte, sein Hang zum Vandalismus war bereits abgeklungen und von einem Entwicklungsstadium abgelöst worden, von dem man sich besorgt hätte fragen können, ob es sich noch um die Pubertät oder schon um eine Depression handelte. Was ihn jedoch niemand fragte, er sich selbst auch nicht. Martha, die er nur noch selten sah, seit sie nach West-Berlin gezogen waren, benutzte das Wort Depression nicht, wusste aber, dass er keine gute Zeit hatte.

Minderjährige, die die DDR verlassen hatten, durften im Gegensatz zu erwachsenen Ausgereisten das Land wieder betreten. Nach seinem Besuch bei Martha fuhr er also über den Grenzübergang Friedrichstraße zurück in den Westteil der Stadt und kämpfte die gesamte S-Bahn-Fahrt mit etwas, das zu einer Tränenflut geworden wäre, hätte er es zugelassen. Marthas Freude über die Blumen, die er ihr am Bahnhof Zoo gekauft hatte, war so unerwartet groß gewesen, dass er kurz aus ihrem Krankenzimmer rausmusste, weil er schlagartig begriff, dass sie dieses Bett nicht mehr verlassen würde und dass er sie mit großer Wahrscheinlichkeit zum letzten Mal sah. Er ging aufs Klo und hängte sich über das Waschbecken, unschlüssig, was er jetzt tun sollte: Weinen? Kotzen?

Hyazinthen, hatte Martha gerufen, hach, ich freue mich so auf meinen Garten. Bleich und klein sah sie ihm dabei zu, wie er die Blumen ins Wasser stellte, und er fragte sich, ob sie ihn schonen wollte, was sehr gut möglich war, oder ob man vielleicht immer davon ausging, dass man ewig weiterlebte, ob man vielleicht dafür gemacht war, nie aufzugeben. Und weil er erst sechzehn war, fand er bei aller Liebe zu Martha, dass es die Hölle war, solche Gedanken überhaupt denken zu müssen, und boxte ein paar Mal gegen die Wand. Und dann, als er aus dem telefonzellen-großen Bad zurück an ihr Bett kam, sagte sie ihm, was für ein guter Junge er immer gewesen war, und erzählte ihm ein paar kleine Geschichten als Beleg, so als müsse sie ihn an seinen liebenswerten Kern erinnern, der im Moment leider von einem feisten, verunsicherten Teenagerfleischkloß umschlossen wurde. Noch nicht gut darin, mit Komplimenten umzugehen, in diesem Fall mit Komplimenten an eine Person, die er nicht mehr war, womöglich nie gewesen war, lächelte er verschämt, schaute auf Marthas ebenmäßige, schneeweiße Zähne und fragte sich zum ersten Mal, ob es ihre echten waren. Und so solle er auch bleiben, egal was die anderen sagten, denn die anderen mussten einem egal sein, sagte Martha, sie wiederholte es mehrmals, weil sie eine alte, mitteilsame Frau war, worauf Mick nur *okay* sagen konnte, weil er ein junger, maulfauler Mann war. Sie ließ sich ihr Portemonnaie aus dem Nachttisch geben und holte fünfzig DDR-Mark heraus. Dunkles Rosa mit einem rauschebärtigen Friedrich Engels drauf, ewiger Zweiter hinter dem noch rauschebärtigeren Karl Marx auf dem blauen Hunderter.

Hier, mein Schatz, für deinen Zwangsumtausch.

Nein, lass mal.

Das nimmst du jetzt, was soll ich denn damit?

Aber der Zwangsumtausch geht doch in die andere Richtung: Ich muss West- in Ostmark tauschen, wenn ich rüberkomme.

Ach, dann nützt dir das ja gar nichts.

Sag ich doch.

Ich vergesse immer, dass unser Geld nichts wert ist. Traurig ist das.

Ja. Doof.

Geld, das keiner will. Wo gibt's denn so was?

Und dann lachte sie. Vermutlich, weil es das Beste war, was man tun konnte, wenn man so vieles hatte kommen und wieder verschwinden sehen. Sie zwinkerte ihm zu und bat ihn um ein Glas Wasser.

Ist man nicht die Reflexion dessen, was die anderen in einem sehen?

Martha starb zwei Wochen später. Zur Beerdigung fuhr er wieder rüber, dieses Mal mit einem Kranz mit seinem Namen und dem seiner Mutter, die auch zu diesem Ereignis nicht einreisen durfte. Doch dieses Mal, beim offiziellen Anlass zum Weinen, fühlte er nichts mehr, nur das Unbehagen, das Beerdigungen mit sich bringen, und den dringenden Wunsch, dem Thema Tod so schnell wie möglich wieder zu entfliehen.

DIE ZEIT

Nachwort zu
Jackie Thomas *Brüder*

Von Alexander Cammann

Ein schillerndes Zauberwort aus der Psychologie hat unsere moderne Welt in den vergangenen Jahren erobert, sein Siegeszug in allen Bereichen ist nach wie vor unaufhaltsam, mit leuchtenden Augen genießen wir immer wieder seine scheinbar allumfassende, alles erklärende Wirkung: Gemeint ist der Begriff Identität. Alles kreist darum, damit verbunden sind tausend Fragen und Erklärungen – im Alltag, in politischen Diskussionen, in philosophischen Deutungen, in Familienkonflikten, auf der Therapeutencouch, in den Grübeleien jedes Einzelnen. Seine magische Kraft bezieht der Begriff Identität aus seiner Uneindeutigkeit: Jeder rätselt, was es damit auf sich hat, was aus der Identität folgt, wie man sie findet, verliert oder überhaupt erst mal definiert – solche Fragen gelten dem Individuum ebenso wie Gruppen, schließlich denken wir besonders gerne über »kollektive Identität« nach, die zwangsläufig unklar und umstritten bleibt.

Eine schwierige Angelegenheit also, so möchte man meinen. Zumal Identitäten fluide sind, nicht festgelegt; sie entstehen und verändern sich nur in einem längeren, schwer zu durchschauenden Prozess. Umso erstaunlicher, dass der Schriftstellerin Jackie Thomaes ein Roman geglückt ist, der die Identität wie nebenbei umspielt, mit ihr jongliert, ihrer Zauberei nicht verfällt, sondern locker, souverän und sehr unterhaltsam von ihr erzählt. Und man kann sich vorstellen, wie die Autorin mit der Identität selbst sprechen würde, säße sie ihr gegenüber: »Du bist schon interessant, aber nimm dich bloß nicht zu wichtig.« Mick und Gabriel, die beiden Helden in ihrem Roman *Brüder*, verkörpern zwei Optionen, mit dem Leben umzugehen – Mick ist ein charmanter, agiler Partytyp, der im Berlin der Neunzigerjahre aufblüht und ohne große Ambitionen lieber mit Frauen und Freunden vor sich hin feiert; Gabriel arbeitet in den Nullerjahren als ehrgeiziger angehender Stararchitekt mit global ausgerichteter und geplanter Karriere, Frau und Sohn, Lehre an der Uni und irgendwann auch mit gehöriger Krise. Mick und Gabriel sind Halbbrüder und 1970 in der DDR geboren, ihr Vater Idris kam aus Senegal zum Medizinstudium in die DDR, ging danach zurück, ohne Kontakt zu seinen Söhnen, die nichts voneinander wissen.

Es gehört zu Jackie Thomaes Kunstfertigkeit, mehrere große Themen anhand dieser beiden Figuren leichthändig und virtuos miteinander zu verweben – und dabei unsere üblichen Annahmen geschickt zu unterlaufen. In dieser Webetechnik zeigt sie sich als wahre Meisterin, darin den